

■ Zeit und Ewigkeit – Philosophisch-theologische Anmerkungen

Vortrag auf dem Symposium „Jegliches hat seine Zeit – zum Zeitbegriff in der Palliativmedizin“ am 12. Juni 2010 in Bad Berka

Eberhard Tiefensee
Lehrstuhl für Philosophie, Katholisch-Theologische Fakultät, Universität Erfurt

„Was ist denn also die Zeit?“, fragt Augustinus (354-430) im 11. Buch seiner „Confessiones“ („Bekenntnisse“): „Wer kann das leicht und schnell erklären? Wer kann das auch nur in Gedanken erfassen? Und doch sprechen wir in unseren Alltagsreden von nichts Vertrauterem und Bekannterem als der Zeit. Wenn wir über Zeit sprechen, wissen wir, was das ist; wir wissen es auch, wenn ein anderer darüber zu uns spricht. Was also ist die Zeit? Wenn niemand mich danach fragt, weiß ich es; wenn ich es jemand auf seine Frage hin erklären will, weiß ich es nicht.“

„Was ist“-Fragen sind gewöhnlich Definitionsfragen. Wer sie nicht allein beantworten kann, schaut in ein Lexikon, z.B. in die Online-Datenbank „Wikipedia“: „Zeit ist die fundamentale, messbare Größe, die zusammen mit dem Raum das Kontinuum bildet, in das jegliches materielle Geschehen eingebettet ist. Sie gestattet es, kausal verknüpfbaren Ereignissen und Handlungen eine Reihenfolge zuzuordnen.“ (Stand: 20. April 2007) Mit dieser (oder einer ähnlichen) Antwort dürfte sich die Frage des Augustinus erledigt haben. Wo ist da noch ein Problem?

Wieso ist „Zeit“ ein Problem?

Das standardisierte Definitionsverfahren besteht gewöhnlich darin, dass man die nächsthöhere Gattung sucht – im genannten Beispiel „fundamentale, messbare Größe“ – und die spezifische Differenz hinzufügt: „... ,die zusammen etc.“ Im Fall der „Zeit“ vergisst es aber einen wichtigen Aspekt: Die Frage nach der Zeit gehört selbst zur Zeit, denn sie findet in der Zeit statt. Das lässt sich gut am genannten Wikipedia-Artikel demonstrieren, der in der aktuellen Version nämlich schon wieder anders lautet: „In der Physik ist Zeit (Formelzeichen: t oder τ , von lat. tempus (Zeit)) die fundamentale Größe, über die sich zusammen mit dem Raum die Dauer von Vorgängen und die Reihenfolge von Ereignissen bestimmen lassen.“ (Stand: 22. Juni 2010) Zeit ist kein bloßer „Gegen-Stand“, von dem man sich einfach distanzieren kann, um ihn zu beschreiben. Nach einer Metapher von Otto Neurath (1882-1945) sind wir bei der Suche nach dem Begriff der Zeit in der Lage von Seeleuten auf hoher See, die ihr Schiff auf dem Ozean reparieren müssen, ohne es je in ein Trockendock bringen zu können. Es ist uns nämlich nicht möglich, aus der Zeit aussteigen, um sie im gebührenden Abstand zu betrachten und zu definieren. Das hat dieser Begriff übrigens mit vielen anderen Grundbegriffen gemeinsam, die der Philosophie ähnliche Probleme machen: „Sprache“, „Kultur“, „Leiblichkeit“, „Geschichte“, „Freiheit“ usw. Sie bezeichnen jeweils Phänomene, die der Mensch als Thema zwar „vor“ sich bringen kann, die ihm aber immer zugleich „im Rücken“ bleiben. Wir versuchen zwar eine in der Wissenschaft übliche Beobachter-Position einzuneh-

Korrespondenzadresse:

Dr. med. Christina Müller
Zentralklinik Bad Berka GmbH
Klinik für Palliativmedizin
Robert-Koch-Allee 9
99437 Bad Berka
Telefon: 036458-51901
e-Mail: sek.pal@zentralklinik-bad-berka.de

men, verbleiben aber notwendigerweise auch in der Teilnehmer-Position. Zum Beispiel heißt über „Sprache“ nachdenken: sich in ihr bewegen, nämlich zu sprechen. Für alle diese Begriffe gilt jedoch zusätzlich, dass sie mit der Dimension „Zeit“ verbunden sind: Die Frage nach allem findet in der Zeit statt, so dass mit Fug und Recht gesagt werden kann, dass die „Zeitfrage“ ein Schlüssel für die Interpretation von Mensch und Wirklichkeit ist.

Ein zweites Problem besteht darin, dass wir über mehrere Zeitbegriffe verfügen. Der englische Philosoph J. M. E. McTaggart (1866-1925) hat festgestellt, dass die übliche Zeitreihe (die er „B-Reihe“ nennt), in der Ereignisse nach „vorher / nachher“ bzw. „früher als / später als“ geordnet werden, sich im wesentlichen nicht von ähnlichen Reihungen wie „größer als / kleiner als“, „härter als / weicher als“, „Vater von / Kind von“ (die er „C-Reihen“ nennt) unterscheidet, in der also etwas in eine bestimmte Relation zueinander gesetzt wird. Die B-Reihung von Zeitpunkten ist wie jede C-Reihung eigentlich zeitlos: Diamant steht in der Härte immer vor Speckstein (C-Reihe), genauso kommt der 1. Weltkrieg vor dem 2. Weltkrieg, weil er „vorher“ bzw. „früher“ war (B-Reihe) – daran ändert sich nichts mehr.

McTaggarts Problem ist aber die A-Reihe der Zeit: Hier werden Ereignisse nach „vergangen“, „gegenwärtig“, „zukünftig“ geordnet. Diese Reihung hat nämlich die merkwürdige Eigenschaft, dass sich die entsprechenden Ereignis-Attribute in der Zeit ändern: Ein „zukünftiges“ Ereignis wird „gegenwärtig“ und dann „vergangen“. Ein „vergangenes“ Ereignis war mal „gegenwärtig“ und sogar einmal „zukünftig“.

Zwei grundverschiedene Zeitbegriffe

Diese verschiedenen Zeit-Reihen deuten darauf hin, dass wir mindestens zwei Zeitbegriffe haben. Das trifft sich in etwa mit der alten griechischen Terminologie, welche die Zeit u.a. mit den folgenden zwei Begriffen bezeichnete (und ihnen auch entsprechende Gottheiten zuordnete): „Chrónos“ (der in unserem „Chronometer“ und in der „Chronik“ fortlebt) ist die regelmäßig fortlaufende Zeit und „kairós“ der Augenblick. Den letzteren stellten die Griechen als einen Gott dar, der an den Füßen Flügel hat („tempus fugit“ – „die Zeit entflieht“) und über eine Stirnlocke verfügt („die Gelegenheit beim Schopf packen“), aber am Hinterkopf kahlgeschoren ist („was vorbei ist, ist vorbei“).

Beide Zeitvorstellungen haben sehr unterschiedliche Eigenschaften: Während „chrónos“ die beliebig wiederholbaren Zeitabschnitte meint (eine Sekunde ist eine Sekunde – gestern wie heute), ist „kairós“ die Zeit der einmaligen Entscheidung: „Jetzt ist die Zeit, jetzt ist die Stunde, heute wird getan oder auch vertan, worauf es ankommt“ – heißt es in einem Liedtext. Es handelt sich also um qualifizierte, sinnerfüllte Zeit, während „chrónos“ die quantifizierte, messbare und auch ökonomisierte, inhaltlich aber „leere“, weil beliebig zu füllende Zeit meint. Vom „chrónos“ her gedacht, können zwei Ereignisse „gleichzeitig“ sein („synchron“) bzw. von gleicher Dauer, vom „kairós“ her gesehen ist das kaum möglich: Hier liegt ja die Betonung auf dem qualifizierten „Jetzt“, das sich so nicht wiederholt. (In diesem Zusammenhang verwendete Ruthmarjke Smeding auf dem Symposium, zu dem auch dieser Beitrag hier gehörte, den glücklichen Begriff einer schwierigen „Zugleichzeitigkeit“ – z.B. zwischen Schwerkranken und Angehörigen.) „Chrónos“ entspricht der obenge-

nannten B-Reihe und auch der Wikipedia-Definition, denn hier werden Ereignisse nach „früher als / später als“, „vorher / nachher“ geordnet. „Kairós“ schaut dagegen – wie die A-Reihe – auf Differenzen wie „erinnert / erwartet“, „vergangen / zukünftig“. Selbst die Vorstellungen von Zukunft sind jeweils verschieden: „Chrónos“ sieht sie als prognostizierbare Verlängerung der vergangen-gegenwärtigen Entwicklung – diese Zukunft lässt sich planen. Die Lateiner hatten dafür das Wort „futurum“, und „Futurologie“ ist die dazugehörige Wissenschaft. „Kairós“ hingegen betont, was eigentlich auch im Deutschen assoziiert wird: „Zu-Kunft“ meint ja, das etwas auf uns überraschend, neu und deshalb unplanbar zukommt. Das lateinische Wort dafür ist „adventus“; wir verwenden es für die Vorbereitungszeit des Weihnachtsfestes. Der entscheidende Unterschied zwischen beiden Zeitvorstellungen scheint aber darin zu liegen: „Chrónos“ entsteht aus einer reinen Beobachterposition, während „kairós“ immer die Position des Betroffenen und wie ihnen die Zeit erscheint einbezieht und aus der Teilnehmerperspektive heraus denkt. Deshalb nennt man den zweiten Zeitbegriff auch die „phänomenale Zeit“ (Phänomen = Erscheinung). Versucht man beide Zeitvorstellungen grafisch darzustellen, dann ist für „chrónos“ der Zeitstrahl die übliche Form (deshalb auch: „lineare Zeit“), für „kairós“ bzw. für die phänomenale Zeit eher ein „Zeitraum“ oder „Zeithorizont“, in dem Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eng aufeinander bezogen und komplex miteinander verflochten sind, fasst doch z.B. eine Entscheidung in eminent bedeutsamer Weise alle drei Dimensionen der Zeit in sich zusammen.

Einen gewissen Sonderfall bildet die zyklische Zeitvorstellung. Sie ist übrigens in der historischen Entwicklung die früheste Art, Zeit zu denken, ausgelöst durch Beobachtung der Himmelsbewegung oder periodisch wiederkehrender Ereignisse wie Nilüberschwemmungen und Jahreszeiten. Symbol ist die Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Hier kommt noch eine neue Dimension hinzu: Die ständige Wiederkehr meint auch Ewigkeit, so dass dieser Zeitbegriff Vertrauen, Entlastung von Entscheidung (die Gelegenheit kehrt ja wieder) assoziiert, aber auch: Routine, Eintönigkeit, Verdruss. Ein Blick auf die umlaufenden Zeiger unseres „Chronometers“ macht jedoch deutlich, dass diese Zeitvorstellung eher ein Sonderfall des linearen Zeitverständnisses zu sein scheint. Mit der Sehnsucht nach Ewigkeit bringt sie doch einen weiteren Aspekt in die Überlegungen zur „Zeit“ ins Spiel.

Welcher Zeitbegriff ist der fundamentale?

Unser Zeitverständnis ist meistens das objektive der linearen B-Reihe, so dass wir geneigt sind, die phänomenale A-Reihe in den Bereich des Psychologischen abzuschieben und als zweitrangig anzusehen. Es gibt aber gute Gründe, die A-Reihung, welche keine reine Beobachterposition zulässt, als Basis anzunehmen, von der aus gesehen die distanzierte Ordnung von Ereignissen nach „früher als / später als“, „vorher / nachher“ eine nachträgliche (wenn auch sehr nützliche) Abstraktion darstellt. Man könnte nämlich darauf verweisen, das schon im naturwissenschaftlichen Bereich (welche die messbare Zeitvorstellung des „chrónos“ bevorzugt) spätestens seit Einsteins Relativitätstheorie eine Teilnehmer-unabhängige Zeitmessung nicht mehr möglich ist: Zeit ist relativ in Bezug auf den Standpunkt dessen, der sie misst – erinnert sei an das Zwi-

lingsparadoxon, dass ein sich schnell in einer Rakete bewegender Zwilling gegenüber dem zurückbleibenden langsamer altert. Ebenso darf ein Historiker, der eine sorgfältige und objektive Chronik vergangener Ereignisse verfassen will, nicht vergessen, dass er sie aus seiner bestimmten geschichtlichen Position heraus verfasst und darauf wetten kann, das spätere Historiker die Sache anders sehen und gestalten werden – und zwar nicht nur, weil sie vielleicht über besseres Datenmaterial verfügen werden, sondern einfach, weil sich ihre eigene Ausgangsperspektive im Lauf der Geschichte geändert hat, welche jeweils zwangsläufig in die Darstellungen einfließt.

Am einfachsten lässt sich aber das Primat der phänomenalen Zeit gegenüber der linearen wieder mit Augustinus verdeutlichen. „Ich will ein Lied vortragen, das ich kenne“, beginnt er seine Überlegungen, und für ihn wie für einige andere Philosophen der Zeit (z.B. Edmund Husserl – 1859-1938) ist die Melodie ein treffendes Beispiel, stellt doch Musik gestaltete Zeit dar.

Aus der Sichtweise des linearen Zeitverständnisses, des „chrónos“, schaut man jetzt – distanziert – auf ein Notenblatt, auf dem die Noten des zu singenden Liedes aufgezeichnet sind: Jede gibt durch ihre Position auf den Notenlinien an, was erst und was dann zu singen ist. Aber so singt natürlich niemand ein Lied: Ich singe den ersten Ton – alle anderen sind „noch nicht“. Beim zweiten Ton ist der erste „nicht mehr“ – alle anderen wiederum „noch nicht“. Und so weiter: Ton für Ton. Wir müssen also die Teilnehmer-Perspektive einnehmen, um den Vorgang exakt zu beschreiben. „Aber auf welche Weise sind denn diese beiden Zeiten, die Vergangenheit und die Zukunft, wenn doch das Vergangene schon nicht mehr und das Zukünftige noch nicht ist?“ Diese Frage des Augustinus stellt sich fast zwangsläufig ein, denn anders wird aus diesem Ton-für-Ton-Gesang keine Melodie. Und tatsächlich ist das die entscheidende Frage, die nicht nur im Fall einer Melodie gilt: Wo ist denn der heutige Morgen, wenn ich diesen Text am Abend lese, und wo ist der morgige Tag? Es wird wohl keiner im Ernst antworten: Schlag den Kalender auf, da sind sie. Spätestens hier wird „Zeit“ ein recht rätselhaftes Phänomen. Das Rätsel wird verstärkt, weil man noch die Länge der jeweils vergangenen Zeitabschnitte unterscheiden kann („das war vor kurzem“, „das ist lange her“): Wie ist das möglich, obwohl diese Zeitabschnitte gar nicht mehr sind?

Augustinus gibt sich selbst die Antwort: „Im strengen Sinne müsste man wohl sagen: Es gibt drei Zeiten, eine Gegenwart von Vergangenen, eine Gegenwart von Gegenwärtigem und eine Gegenwart von Zukünftigem. Diese drei sind nämlich in der Seele wirklich vorhanden, während ich sie anderswo nicht sehen kann: gegenwärtige Erinnerung an Vergangenes, gegenwärtiges Anschauen von Gegenwärtigem, gegenwärtige Erwartung von Zukünftigem.“ Offenbar – hier im Text hervorgehoben – liegt die Betonung auf der Gegenwart, die von der Seele in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft „zerspalten“ wird (so Augustinus) – und das ist sehr komplexer Weise. Die Gegenwart ist wie ein Lichtkegel, in dem sich das Erleben bewegt und der mit ihm mitwandert, nach „hinten“ und „vorn“ zunehmend abgeschattet. Edmund Husserl hat in seinen „Vorlesungen zur Phänomenologie des inneren Zeitbewusstseins“ (die 1928 nach Vorarbeiten von Edith Stein von Martin Heidegger herausgegeben wurden) dafür den Begriff der „Retentionen“ und „Protentionen“ geprägt.

Der Mensch in der Zeit

Es fragt sich, ob eine Zeitvorstellung, welche wie bei Augustinus und auch Husserl die Gegenwart ins Zentrum rückt, die (heute) vorherrschende Art und Weise ist, in der die Zeit erscheint. Martin Heidegger (1889-1976) – ein Schüler Husserls – legt die Betonung auf die Zukunft. Den Menschen beschreibt er als „Sich-vorweg-schon-sein-in-(der-Welt) als Sein-bei (innerweltlich begegnenden Seienden)“ (Sein und Zeit § 41, erschienen 1927). Die scheinbar komplizierte Formel erschließt sich rasch, wenn man sie in ihre Bestandteile zerlegt: Wir sind zwar immer bei „irgendetwas“ („Sein-bei“) und insofern „in der Welt“, aber dabei letztlich immer uns schon voraus („Sich-vorweg-schon-sein“). Der Mensch sorgt sich um sein Dasein im Blick auf Kommendes (wovon z.B. Anbieter von Lebensversicherungen profitieren). Er ist nämlich das einzige Wesen, das wir kennen, welches um seinen Tod weiß und nur deshalb so etwas wie „Zeit“ kennt: Wir sind „Sein zum Tode“. Damit ist aber die Frage nach der „Zeit“ nicht mehr nur ein Problem der theoretischen philosophischen Überlegung oder sogar nur der Physik, sondern sie bekommt eine enorm existentielle Seite. Es erscheint deshalb plausibel, dass der Schwerpunkt unserer „Daseins-Zeit“ auf der Zukunft liegt, von der Licht auf Vergangenheit und Gegenwart fällt.

So sehr sich vielleicht Menschen in existentiell bedrohlichen Situationen (wie z.B. Palliativpatienten und ihre Angehörigen) um die Zukunft sorgen mögen, es lässt sich sicher auch beobachten, welche wichtige Rolle die Vergangenheit bei der Bewältigung dieser Herausforderung spielt. Gibt es auch eine Konzeption des „Menschen in der Zeit“, welche den Hauptakzent auf diese Zeitdimension legt?

Ein solcher Vorschlag stammt tatsächlich von dem französischen Philosophen Paul Ricoeur (1913-2005) in seinem dreibändigen Werk „Zeit und Erzählung“ (veröffentlicht in den Jahren 1983-1985). Der Mensch ist seine Vergangenheit. Denn das „Selbst“ ist eine „narrative Identität“ (narratio = Erzählung). Ich bin letztlich mein Lebenslauf, meine Lebensgeschichte, meine Herkunft. Das wird spätestens deutlich, wenn ich mich einer Bewerbungssituation stellen muss: Ich präsentiere mich (oder jemand anders tut es für mich) mit meiner Biographie, meinem Werdegang etc. Menschen, welche ihre Vergangenheit ganz oder teilweise verlieren, geraten in Identitätskrisen, zu beobachten bei Adoptivkindern, die ihre eigentlichen Wurzeln (die leiblichen Eltern) suchen, um spätestens in der Pubertät ihr „Selbst“ zu stabilisieren, oder bei Alzheimer-Kranken, die mit ihrer Vergangenheit in Form der schwindenden Erinnerung auch ihre Identität zu verlieren drohen. Eine unterbrochene Erzählung kann sogar bei einem ganzen Volk zu Identitätsproblemen führen: Man denke z.B. bei den Deutschen an die entscheidenden Geschichts-Unterbrechungen 1945 und teilweise 1989, nach denen kaum jemand seine eigene Biographie einfach weitererzählen konnte und sie wenigstens teilweise besser „beschwie“ (der Begriff stammt von Hermann Lübbe). Daraus resultiert eine Fülle von Problemen, die schwache Identitäten mit sich und der Umwelt haben: Unsicherheit, höhere Aggressivität etc. Menschen werden also im Angesicht einer Lebensbedrohung bzw. des Todes versuchen, ihre Biographien zu rekonstruieren und zu vervollständigen, erfordern solche Situationen doch ein starkes „Selbst“. Das Volk Israel kann hier als beispielhaft gel-

ten: Es hat gerade in Krisen seine Geschichte immer wieder nacherzählt und auch neu erzählt, um sich seiner selbst zu vergewissern, woraus die Bibel als eine ganze Bibliothek entstanden ist.

Ausblick: Zeit und Ewigkeit

Im zyklischen Zeitverständnis hat sich schon eine weitere Dimension angedeutet: Ewigkeit. Wieder ist auf die genannten zwei Zeitreihen – die A-Reihe des „kairós“ und die B-Reihe des „chrónos“ – zu verweisen, verbinden sich mit ihnen doch auch sehr verschiedene Vorstellungen von Ewigkeit und Dauer. In der Perspektive des „chrónos“-Verständnisses, der linearen Zeit, ist Ewigkeit nur als Verlängerung zu denken: im wahrsten Sinne des Wortes als „Lange-Weile“, als unendlich „viel“ quantifizierte Zeit. Vom „kairós“ aus gesehen hingegen ist Ewigkeit geballtes „Jetzt“ – d.h. Erfüllung, ja sogar Ursprung von Zeit. Hier käme als weitere griechischer Zeitbegriff der platonische „Äon“ ins Spiel. Was im ersten Fall Dauer als „schlechte Unendlichkeit“ ist, weil in der Zeit bleibend, ist im zweiten Fall Dauer als Zeitlos-Bleibendes, also zeittranszendent. Man kann sich die unendlich lange Zeitdauer im „chrónos“-Verständnis eigentlich kaum als Himmel vorstellen (vgl. das „ewige“ Harfe-Spielen auf der Wolke), während die zweite eher Himmel sein kann: Die Bibel spricht hier gern vom Fest, in dem bekanntlich die Zeit stehen bleibt.

Menschen suchen nicht selten nach dieser Art von Ewigkeit. Die Psychologie nennt es „Flow-Erlebnisse“ (M. Csikszentmihalyi), die sich im lustbetonten Aufgehen in einer Tätigkeit, die mit ganzer Hingabe geschieht, einstellen: ein Quasi-Ausstieg aus der Zeit. Gerade Kinder scheinen in hohem Maße über diese Fähigkeit zur Zeittranszendenz zu verfügen, aus der sie – wie alle Erwachsenen wissen – ungern heraus- und in unseren „chrónos“ hineingerissen werden. Jugendliche suchen im oft problematischen Ausstieg aus der Zeit diese Erfahrung zu konservieren, bevor sie der „Ernst des Lebens“ (Heideggers „Sein zum Tode“) aus der permanenten Gegenwärtigkeit ruft. Selbst die oft so erdverbundenen Naturwissenschaften zielen auf „ewige“ Naturgesetze (die sich selbst in der Zeit nicht ändern sollen) und vielleicht sogar auf eine Weltformel, die außerhalb der Zeit steht. Höchste Ideen wie „die Menschheit“, „die Natur“ oder die Frage nach dem (bleibenden) „Sinn des Ganzen“ üben eine eigenartige Faszination aus, verfügen sie doch immer über eine ewige, d.h. zeitlose Komponente. Doch „Ewigkeit“ als Zeitlosigkeit können wir uns nicht vorstellen, da wir die Zeit immer „im Rücken haben“ – und selbstverständlich läuft auch bei einem Flow-Erlebnis „in Wahrheit“ (d.h. objektiv) die Uhr weiter.

Auch der Rhythmus mit seiner ständigen Wiederkehr des Gleichen versucht nicht nur die Zeit zu strukturieren, sondern sie mindestens ein wenig anzuhalten. Die ersten Uhren hingen in den Klöstern und Kirchen, um die Tageszeit zu ordnen und Ruhepunkte zu ermöglichen: „Die Glut des Mittags treibt uns um, die Stunden eilen wie im Flug; du Gott, vor dem die Zeiten stehn (!), lass uns ein wenig bei dir ruhn ...“, heißt es in einem Hymnus der sogenannten Sext, die zur sechsten Tagstunde, also in der Mitte des Tages um 12 Uhr gebetet wird. Ob die überraschend explodierenden Verkaufszahlen der CD „Chant – Music for Paradise“ der Zisterziensermönche von Heiligenkreuz (Österreich) aus der Sehnsucht der gehetzten Menschen

von heute resultiert, die Zeit doch wenigstens ab und zu „zum Stehen“ zu bringen und so einen kurzen Blick ins Paradies einer qualifizierten Ewigkeit zu werfen?

Ewigkeit ist vielleicht, wenn die „Zerspaltung der Seele“ (Augustinus) aufhört und Vergangenheit und Zukunft sich in der Gegenwart sammeln. Unsere Grammatik kennt eine Möglichkeit dieser Sammlung im Futur II („Futurum exactum“): „Es wird gewesen sein“. Diese Formel enthält alle drei Zeiten, die Zukunft („wird“), Vergangenheit („gewesen“) und Gegenwart („sein“), wobei wieder wie bei Augustinus die Betonung auf der letzteren liegt. Tatsächlich kann von jedem stattfindenden Ereignis diese Aussage gemacht werden: „Es wird gewesen sein“ – und zwar für immer und ewig. Dass ich diesen Artikel gelesen habe, wird für immer gewesen sein – nichts und niemand nimmt dieses Ereignis wieder „aus der Welt“. Aber wo ist eigentlich der seinsmäßige (ontologische) Ort dieser Aussage? Gilt der Satz nicht auch, wenn ich nicht mehr bin? Wenn sich keiner mehr an dieses Ereignis erinnert? Ja, wenn das Universum nicht mehr ist? Gilt doch „Es ist gewesen und wird gewesen sein“ – für immer.

Für den Philosophen Robert Spaemann ist der Futur II der Ausgangspunkt eines möglichen Gottesbeweises, denn wenn diese grammatische Form einen Sinn ergeben soll, benötigt sie eine angemessene, also „ewige“ Seinsbasis – eine Art Weltgedächtnis, das über das Universum hinausgeht, von dem wir wissen, dass es vergehen wird. Das sind Überlegungen, die zum Weiterdenken anregen können und zugleich verdeutlichen, dass wir in der Frage nach der Zeit fast zwingend in Grenzregionen des Denkens vorstoßen, in denen uns die deutlichen Vorstellungen und präzisen Begriffe verlassen.

Von daher ist es wohl angebracht, den mit Augustinus begonnenen Kreis dieser Anmerkungen zum Thema „Zeit“ (und mehr können und wollen sie nicht sein) mit ihm zu schließen: „Herr, dein ist die Ewigkeit. (...) Wer nimmt das Herz des Menschen in die Hand, dass es zum Stand komme und sehe, wie die Ewigkeit, stillstehend, Zukünftiges und Vergangenes bestimmt, ohne selbst zukünftig oder vergangen zu sein? Kann das meine Hand? Reiche ich mit meiner Rede, gewissermaßen der Hand meines Mundes, an eine so große Sache heran?“

Korrespondenzadresse:

Prof. Dr. Eberhard Tiefensee
Lehrstuhl für Philosophie
Katholisch-Theologische Fakultät der Universität Erfurt
Nordhäuser Str. 63
99089 Erfurt
Telefon: 0361-7372511
e-Mail: eberhard.tiefensee@uni-erfurt.de
<http://www2.uni-erfurt.de/tiefensee>